



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Reisebericht

machen. Da Bischöfe hohe Herren und viel beschäftigt sind, hielt ich unsere Kutsche als zu langweilig und als zu unwürdig zur Beförderung eines so hohen Gastes und bat deshalb Mr. Farrel, Sr. Gnaden in seinem Auto abzuholen. Er erklärte sich gütigst bereit und erwartete den Hochwst. Herrn Donnerstag 9.30 Uhr in Highflats. Punkt 10 Uhr alarmierte ich die Station sich bereit zu halten für die Ankunft des Bischofs. Sämtliche Schulkinder, Interne und Tageschüler, fast 130 an der Zahl, alle Marienmädchen, Schwestern, Brüder, Arbeiter und viel Volk stellten sich hinter die Ehrenpforte mit dem großen Schild „Bayete Nkosi!“ Zwei Späheraugen wurden beauftragt, sobald sie das Auto oben auf dem Hlokozi erblickten es den Glöcknern mitzuteilen.

Nun harrte alles der Dinge die da kommen sollten. Gegen 10.30 Uhr wurde es plötzlich lebendig. Alle Glocken läuteten im Feierklang. Ich selbst begab mich in vollem Ornat, Rochet, Stola und Pluviale, umgeben von zahlreichen schwarzen Ministranten, voran Kreuz und Fahnen, andächtig unter die Ehrenpforte um dort Reverendissimus feierlich zu empfangen und das kleine Kreuzifix, das ein Ministrant auf einem Rissen trug, zum Kusse anzubieten, wie es ja nach dem Rituale Romanum sein soll.

Nun jauchte das geschlossene Auto des Mr. Farrel an. Die Kinder riefen „Bayete Nkosi“ und als sie im Begriffe waren ehrfurchtsvoll niederzuknien um den bischöflichen Segen zu empfangen, klappte die Türe auf und heraus kam der „vermeintliche Bischof“ Bruder Gerold mit einem mächtigen Koffer. Das Übrige können sich die Leser selbst ausmalen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Am nächsten Tage Freitag den 2. September, dieselbe Prozedur, aber bei weitem nicht mehr so feierlich wie tags zuvor. Infolge der gestrigen Enttäuschung sind die Gemüter abgekühlt, die Begeisterung ist abgeflaut. Es stehen nur ganz wenige Kinder an der Ehrenpforte, sonst ist kein Volk da. Um 4 Uhr rast wieder das Auto heran, die Türe wird aufgetan und heraus kommt der „wirkliche“ Bischof, Udalbero Fleischer.

P. S. Br. Gerold hat bereits den Rosenamen „Hilfsbischof“ erhalten von den Schwarzen.

Reisebericht

Von P. Joseph Kammerlechner, R. M. M.

So ist es leicht verständlich, daß es uns an Bord zu langweilen begann. Ab und zu sahen wir ein Rudel Delfine ihre drolligen Sprünge machen, doch gingen sie nie nahe an das Schiff heran. Eine kleine Abwechslung brachten auch die fliegenden Fische, die man in dieser Gegend sehr zahlreich sehen kann. Während unsere Schwestern meistens schon mit den Vögeln schlafen gingen, sammelten wir Missionäre uns auf Deck der 2. Klasse und spielten „Mensch ärgere dich nicht.“ Die übrigen Passagiere suchten auf andere Weise sich die Zeit zu ver-

treiben. Vielfach wurde fleißig gespielt und auch zu den Klängen der Schiffs-
musik bis in den Morgen hinein das Tanzbein geschwungen.

Doch waren wir froh, daß wir immer näher dem Ende unserer Reise kamen,
denn so recht wohl konnten wir uns in dieser Gesellschaft nicht fühlen. Am 18.
d. M. war an Bord Kohlenfest. Wir waren zufällig in unserer Kabine, als wir
auf dem Deck die Klänge einer eigenartigen Musik vernahmen. Der Grund des
Festes besteht darin, daß im Maschinenraum einer der Kohlenbunker leer ge-
worden war. Nun mußten die Kohlen von einem anderen Bunker in den Ma-
schinenraum umgeschauvelt werden. Früher besorgten das die Kulis, heute tun
das die Heizer selber und bekommen dann dafür Schnaps. Ungefähr bis 1 Uhr
dauerte die anstrengende Arbeit, und nun hatten wir die Freude, den eigenarti-
gen Festzug der Kohlenschauveler zu sehen.

Aus einem kleinen Loch mit kaum 1 Meter Durchmesser kamen die ganz mit
Kohlenstaub und Schweiß bedeckten Gestalten wieder an Deck. Nach einigen
Minuten setzte sich ihr Festzug in Bewegung. Voran die Musik, bestehend aus
einer Ziehharmonika, einer Mandoline und einer sehr originellen Trommel; darauf
folgten die übrigen Teilnehmer dieses Zuges mit ihren Schaukeln und elektrischen
Laternen. Der Zug bewegte sich um das ganze Oberdeck herum zum allgemeinen
Gaudium der Passagiere. Abends war dann Kostümball. Bei uns in der 3. Klasse
ging es ganz anständig her. Dagegen trieb es die 2. Klasse sehr toll. Zwei Männer
waren als Priester verkleidet und führten sich in dieser Verkleidung direkt ärger-
nisgebend auf. Auch waren einige Herren in Frauenkostüm sehr ausgelassen und
trieben es so arg, daß unsere beiden Reisegefährten, der Oblatenpater und der
Jesuitenbruder, sich gezwungen sahen, den Speisesaal zu verlassen. (Anmerkung
der Redaktion: Es ist zu hoffen, daß solche Vorkommnisse sich nicht wiederholen,
den schließlich sind die nach Afrika reisenden Missionare nicht auf Dampfer einer
bestimmten Gesellschaft angewiesen).

Dieser Vorfall zeigt, wie armselig gar oft die Bildung dieser Klassen ist,
weil sie nicht einmal mehr soviel Anstandsgefühl haben, daß sie in Gegenwart
katholischer Ordensleute alles unterlassen, von dem sie wissen müssen, daß es das
Empfinden derselben schwer beleidigen muß. Man kann nichts dagegen haben,
wenn sich die Weltleute in ihrer Art belustigen, so weit es ohne Sünde geschieht,
aber so viel Anstand sollte man doch verlangen können, daß sie die religiösen An-
schauungen Anderer nicht verletzen. Solche Ausschreitungen machen es Ordens-
leuten und Priestern nahezu unmöglich, mit einem solchen Dampfer zu reisen.
Die Schiffsgesellschaft selbst verhält sich bei derartigen Veranstaltungen ganz
passiv; doch dürfte sie schon solchen Ausschreitungen gegenüber ein warnendes
Wort haben.

Am 20. ds. Mts. ließen wir Walfischbay an. Am Vorabend haben wir un-
serem lieben Reisegefährten, dem Oblatenpater, noch „Lebewohl“ gesagt in einer
recht netten Abschiedsfeier. Der Obersteward der 1. Klasse hatte die Güte, uns
seinen Kinderjalon zur Verfügung zu stellen. In dreiwöchentlichem Zusammensein
war der Pater als alter Afrikamissionar für uns junge Missionsrefruten ein lieber
Führer gewesen, weshalb es wohl am Platze war, ihm auch unsere Dankbarkeit
zu bezeigen. Einleitend sprach ich einige humorvolle Abschiedsworte und über-
reichte ihm ein bescheidenes geistliches Blumensträußchen als schwaches Zeichen
unseres Dankes. Dann sangen die Schwestern Ernstes und Heiteres; auch wurden
schlichte Abschiedsworte und Glückwünsche für die fernere Zukunft gewechselt, und
der hochw. Herr war sichtlich erfreut und gerührt über unseren eigenartigen Ab-
schiedsgruß. Am Morgen ließen wir dann in den Hafen von Walfischbay ein.

Um 5 Uhr sollte laut Bekanntmachung die „Wangoni“ wieder abdampfen.
Somit hatten wir Zeit genug, uns das Leben und Treiben in dem erst seit dem
Kriege ausblühenden Hafen anzusehen. Die Küste bot einen trostlosen Anblick.
Lauter Sand und nur Sand, soweit das Auge schauen konnte; nicht einmal eine
Distel mit ihrem Grün unterbrach das trostlose Gelbe der Sanddünen. Man ver-
sucht jetzt wenigstens Diersträucher anzupflanzen. Das Erdreich dazu muß
45 Kilometer weit herbeigeschleppt werden und täglich muß man die armen
Pflänzlein fleißig begießen, wenn sie nicht die nächsten Tage schon wieder ab-
sterben sollen. Das war nun einmal echt afrikanischer Boden, und am Quai
wimmelte es nur so von schwarzen Arbeitern. Da wir seit dem 28. Dezember nie
mehr die schwankenden Bretter unseres Schiffes verlassen hatten, so freuten wir

uns auf den Augenblick, in welchem wir wieder festen Boden unter unseren Füßen haben würden. Wir gingen so bald als möglich an's Land, und auch die Schwestern folgten unserem Beispiele, und wenn es auch heißer Sandboden war, so fühlten sich die Schwestern doch wohler als an Bord, wo sie das Gespenst der Seekrankheit — wenigstens einige — nie ganz los wurden.

Sehr originell nahm sich da eine Neger-Madame aus, die stolz über den Sand daher geschritten kam in einem langen, roten aber sehr sauber und nett gehaltenen Kleid nach altem europäischem Schnitt, eine kleine weiße Schürze vorgebunden, gelbe Schuhe an den Füßen und ein Tuch als Turban um den Kopf geschlungen. Europäer, meistens Besuche von Reisenden, liesen auch genug herum, aber nicht im langen sondern sehr kurzen Kleid, nicht im alten anständigen, sondern im modernen, dem Nackten sehr holden Schnitt, so daß diese Neger-Madame mehr Verständnis zeigte für die Forderungen der christlichen Sittsamkeit als die hochkultivierten Europäerinnen. Gar bald aber wurde durch die Schwestern unsere Aufmerksamkeit vom Quai abgelenkt. Sie hatten sich nämlich um zwei Europäer versammelt, mit denen sie eifrig im Gespräche waren. Als wir näher kamen, erkannten wir in ihnen zwei Patres von den Oblaten der Unbefleckten Empfängnis, Missionare dieser Gegend, die unseren Reisekollegen abholen wollten. Mit ihnen gingen wir nun zur neuerrichteten Missionsstation der Walfischbay. Das kleine Missionshaus, das zugleich auch Kapelle wird, ist erst im Bau begriffen und der Pater Missionar muß daher täglich bis zu dessen Vollendung von Swakopmund mit der Eisenbahn nach Walfischbay fahren.

„Missionshaus im Sand“, das wäre eigentlich der rechte Name dafür. Der Pater sagte uns, das einzige Grün, das er bekommen könnte, wären Linzen auf Watte in Töpfen gepflanzt, die dann als Zierpflanzen gelten. Die Schwestern gaben ihm daher ihre vertrockneten Tannenreiser, die sie als Weihnachtsgruß aus der Heimat mitgenommen hatten, und die er als eine kostbare Gabe in dieser Sandwüste freudigst entgegen nahm. Da die Mission noch nicht eingerichtet ist, so konnten die Patres an uns nicht Gastfreundschaft üben. Daher gingen sie mit an Bord und liesen uns hier bewirten und wir saßen da bei einem Glase Bier in gemüthlichem Geplauder an Deck der „Wangoni“ zusammen. Nachmittags kam noch ein anderer Pater aus Swakopmund an Bord auf Besuch; und als es dann Zeit wurde, Abschied zu nehmen, gab es ein vielseitiges Händedrücken und Glückwünschen. Als die „Wangoni“ vom Quai abgestoßen und vom kleinen Schlepper in das Tiefwasser gezogen worden war, winkten wir noch unsere letzten Grüße unserem lieben Reisekollegen und den anderen Missionaren. Am nächsten Tage sollten wir Lüderitzbucht anlaufen. Erst gegen 5 Uhr liesen wir in die Bucht ein. Hier lag bereits ein schönes, großes Schiff vor Anker; es war ein Frachter der Woermann-Linie, namens „Muansa“, und beide Schwesterschiffe begrüßten sich nun durch Flaggen-signale. Erst vor ein paar Tagen hatten wir des Nachts so um 11 Uhr einen anderen Woermann-Dampfer auf hoher See getroffen, die „Nsaramo“, welche von Walfischbay nach Lobittobay herauf fuhr. Beide Schiffe begrüßten sich durch Raketen-signale, da sie von einander zu weit entfernt blieben, um die Sirenen hören zu können.

Die Lüderitzbucht macht einen sehr wild romantischen Eindruck. Nur ist sie felsiger als Walfischbay, aber sonst genau so kahl. Da kein Quai vorhanden ist, so mußte der Dampfer draußen liegen bleiben und die Passagiere wie die Ladung wurden von kleinen Schonern geholt. An Bord entwickelte sich jetzt ein rühriges Leben; es kamen die Schwarzen, um das Löschen zu besorgen, was bis 2 Uhr nachts dauerte. An und für sich gab es nicht viel zu sehen, nur hinten am Steuer war es interessant. Dort vertrieb sich nämlich ein Passagier die Zeit mit Fischen. Und das Fischgeschäft ging gut. Jeden Augenblick zog er einen Grundhai an Bord. Da diese Fische aber nicht essbar sind, so wurden sie zerstückelt und dann den Möven zum Fraße hingeworfen. Dieses Manöver wurde jedoch nicht wiederholt, wenn ein Knurrhahn angebissen hatte, denn diese gelten als sehr schmackhafte Edelfische. Doch waren diese Fische gar nicht einverstanden mit ihrer Reise an Bord und gaben durch Knurren ihren Unwillen kund, daher auch ihr Name.

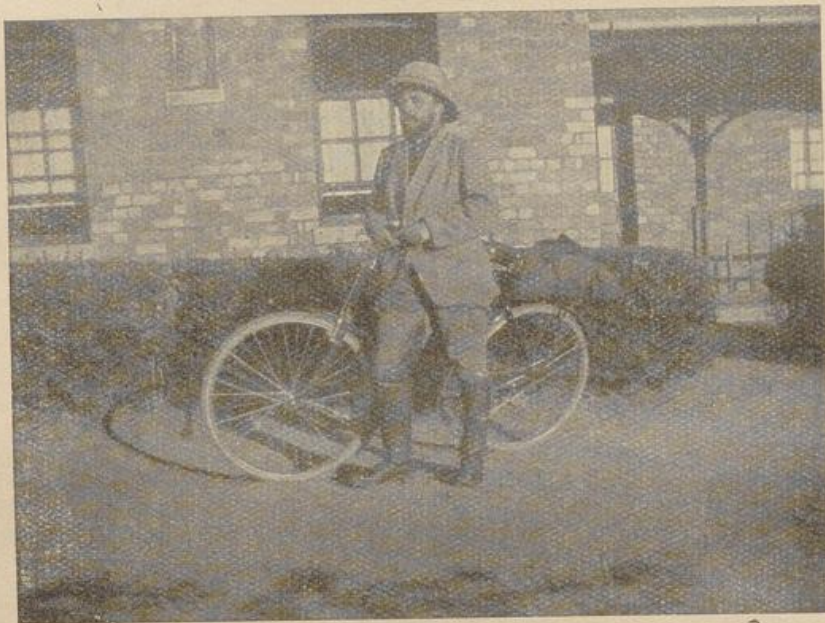
Als wir am nächsten Morgen erwachten, waren wir bereits wieder auf hoher See. Sonderbarerweise war es in den letzten Tagen auf See sehr kühl, und von Lüderitzbucht weg hatten wir wieder das unangenehme Schaukeln des Schiffes.



Hochw. P. Kammerlechner, R. M. M. und die Missionsbrüder
Br. Matthäus Albers und Br. Alfred Müller

Am Montag den 24. Januar morgens liefen wir in den Hafen von Kapstadt ein, wo wir wieder einen lieben Reisegefährten, den Jesuitenbruder, verloren. Die Stadt bot einen herrlichen Anblick, ein wahres Lichtmeer. Noch am Vormittag konnten wir an Land gehen und es tat wohl, wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Vor allem interessierten wir uns für die katholischen Kirchen. Am Vormittag war uns aber das Glück nicht hold. Wir fanden alle möglichen Kirchen, aber keine katholische. Es sind in Kapstadt fast alle nur denkbaren Sekten vertreten. So fanden wir die Kirche der Methodisten, der engl. Hochkirche, der deutschen Baptisten, der Protestanten usw.

Bei dieser unserer ersten Wanderung durch die Stadt kamen wir auch an die Strandpromenade, wobei wir Gelegenheit hatten, dem Gaukelspiel eines indischen



Meine „Wenigkeit“ mit dem „Missionspferd“

Dieses Stahlroß trägt mich jede Woche auf die Außenstationen. Das kostet bei den weiten, schwierigen Wegen 5, 3, 9, 7 und 8 Std., je nach Lage der Stationen. Daß dabei viel Schweiß und Beschwerden verbunden sind, weiß jeder der arbeiten muß. Diese Strapazen könnten erleichtert werden, wenn uns gute Helfer ein „Motorrad“ kaufen würden, oder das Geld zur Verfügung stellten. Schon jetzt Vergelt's Gott.

Schlangenbeschwörers zuzuschauen. Am Nachmittag setzten wir unsere Wanderung durch die Stadt wieder fort, um das afrikanische Museum anzuschauen, wie es uns in der Heimat vielfach angeraten worden war, und dann um eine katholische Kirche zu finden. Diesmal hatten wir mehr Glück. Wir kamen ohne die geringste Schwierigkeit an den Herz-Jesu-Konvent der Dominikanerinnen und konnten so unserem Heiland im Tabernakel einen längeren Besuch abstatten. Es ist eigenartig, auch in der Fremde fühlt man sich beim Scheine des ewigen Lichtleins in unmittelbarer Nähe seines Heilandes wie zu Hause und man vergißt dabei ganz, daß das Gotteshaus englischen Nonnen gehört.

Sonst gibt es in Kapstadt nicht viel zu sehen (?) und wir waren auch damit zufrieden, wenigstens einen Tabernakel zu wissen, denn Kunstwert haben diese Kirchen in den Kolonien sehr wenig. So war damit auch für den nächsten Tag

unser Programm schon festgelegt sowohl für den Vormittag wie für den Nachmittag: ein Besuch beim Tabernakel und ein Ruhestündlein im öffentlichen Garten. Hier war es sehr angenehm zu verweilen. Palmen, Kakteen, Eichen, Blumen, Denkmäler, Springbrunnen boten dem Auge eine angenehme Abwechslung. Schattige Ruhebänke waren allenthalben von Besuchern besetzt.

Bei Abenddämmerung segelte nun die „Wangoni“ wieder auf die hohe See hinaus. Die Ausfahrt war sehr stürmisch. Am übernächsten Tag liefen wir Port Elisabeth an. Da wir aber am Quai nicht anlegen konnten, so wurden wir viel von Schonern besucht, welche die Reisenden abholten und neue zurückbrachten, desgleichen auch die Schwarzen und die Rähne, welche die Ladung mitnahmen. Drollig war es am Abend anzusehen, wie die Schwarzen vom Schoner wieder abgeholt wurden und auf einer Strickleiter das Deck der „Wangoni“ verließen. Die See war selbst im Hafen ziemlich unruhig, und es war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, auf den Schoner zu gelangen. Dazu hatten sie die größte Sorge, daß sie dabei nicht ihre „Proviantkiste“ verloren. Fast jeder bringt nämlich eine Büchse Schwarzpulver mit an Bord. (Schluß folgt.)

Notizen eines katholischen Missionsarztes

Letztes Jahr herrschte die Blatternepidemie unter den Indiern von Durban. Darum wurde in der ganzen Umgegend die Impfung streng durchgeführt. Ich selbst habe gegen 2600 Indier und Eingeborene geimpft. An manchen Tagen, wenn Hunderte sich einfanden und ganz in ihrer Weise von der Prozedur nicht nur Schutz vor der bösen Krankheit, sondern auch ein wenig Spaß haben wollten, wurde es ein wenig schwierig, die Ordnung aufrecht zu halten.

Die Eingeborenen sind sehr findig, wenn es gilt, den Europäern Spitznamen zu geben und tun es oft mit einer geschickten Anspielung auf den wirklichen europäischen Namen. So hörte ich mich eines Tages während dieser Impfung „Dr. Make-me-cry“ (mach-mich-schreien) genannt, eine sicher nicht zu weit hergeholte Entstellung meines richtigen Namens (Mac Murtrie) und eine treffliche Anspielung auf die Schmerzensschreie, die einigen empfindlichen Patienten während der Impfung entfuhrten. Während war die Dankbarkeit eines kleinen Indiermädchens, die mir einen großen Strauß wilder Blumen schenkte, womit ich die Krankenzimmer unseres Hospitals zierte. 2599 hatten die Fürsorge der Regierung und meine Arbeit als eine Selbstverständlichkeit hingenommen, aber eine wenigstens kehrte zurück und dankte!

Die folgende kleine Geschichte hat eine ernste wie eine heitere Seite. Sie zeigt recht gut die erstaunliche Höflichkeit, die den Eingeborenen Südafrikas angeboren ist. Natürlich hat diese Höflichkeit durchaus nicht immer europäische Formen und mag darum häufig von einem nicht sehr mitfühlenden Beobachter übersehen werden.

Einmal wurde ich von der Regierung gebeten, in einem weit entfernten Dorf eine schwarze Frau zu besuchen, die, wie man vermutete, an einer ansteckenden Krankheit litt. Als ich das Dorf erreichte, kam mir der eingeborene Lehrer entgegen und führte mich zur Patientin. Wirklich litt sie an der verdächtigen Krankheit. Da diese aber schon weit vorgeschritten war, war es unwahrscheinlich, daß meine Behandlung sie noch retten konnte. Ich tat aber mein bestes und verordnete regelmäßige Medizin. Auch versprach ich sie wieder zu besuchen, wenn ich in die Nachbarschaft käme. Nach einigen Wochen hatte ich den gleichen Weg zu machen. Wieder erschien der Lehrer, schaute aber sehr niedergeschlagen drein. Er erzählte mir, die Kranke sei tot. Es tue ihm sehr leid, mir das sagen zu müssen. Es sei ihm auch ganz unverständlich, denn von dem Augenblick, wo die Patientin die Medizin zum ersten Mal bekommen habe, sei es ihr immer besser und besser geworden bis zu dem Moment, wo sie starb!

Eine höflichere Form, einem Arzt den Tod seines Patienten zu melden, ist sicher noch nicht erfunden worden.

Dr. Mac Murtrie, Mariannhill.